

(Nachdruck verboten.)

19]

Das Geld.

Roman von Emile Zola.

Eines Morgens ging also Saccard zur Fürstin hinauf und setzte ihr in seiner Doppelstellung als Freund und Geschäftsmann die Daseinsberechtigung und das Driehwert der von ihm geträumten Bank auseinander. Er sagte alles, packte Gamelins Mappe aus und verschwieg keine der orientalischen Unternehmungen. Ja, er ließ sich sogar von seiner Gabe fortreißen, sich an der eignen Begeisterung zu berauschen; vermöge seiner glühenden Sehnsucht nach Erfolg redete er sich in förmlichen Glauben hinein, und es entsprang ihm sogar der unsinnige Traum von einem Papsttum in Jerusalem, vom endgültigen Siege des Katholizismus, von einem Papste, der an den heiligen Orten thronend die Welt beherrschte, und welchem durch die Gründung des „Schazes vom heiligen Grabe“ ein königliches Budget gesichert würde.

In ihrer inbrünstigen Frömmigkeit beachtete die Fürstin fast nur dieses letzte und höchste Projekt, diese Krönung des Gebäudes, deren himärische Großartigkeit ihrer zügellosen Phantasie zusagte, von welcher sie dazu angetrieben wurde, ihre Millionen in guten Werken voll riesenhaften und nutzlosen Prunkes zu verschleudern. Gerade damals waren die französischen Katholiken durch den vom Kaiser mit Italien abgeschlossenen Vertrag, wonach er sich verpflichtete, gegen gewisse Bürgerschaften des französischen Besatzungs-corps aus Rom zurückzuziehen, niedergeschmettert und erbittert worden. Offenbar war damit Rom an Italien überliefert. Schon sah man den Papst verjagt und auf Almosen angewiesen mit dem Bettelstab durch die Städte irren. Und nun — welche wunderbare Wendung, wenn der Papst in Jerusalem wiederum oberster Priester und König war, dort eingesetzt und durch eine Bank gestützt, deren Aktionäre zu sein die Christen der ganzen Welt als eine Ehre ansehen würden! Dies war so herrlich, daß die Fürstin den Gedanken für den größten des Jahrhunderts erklärte und für würdig, jeden zu begeistern, der Religion in sich hätte. Ihr schien der Erfolg gesichert, überwältigend. Damit stieg auch ihre Verehrung für den Ingenieur Gamelin, dem sie bereits mit Hochachtung begnadete, seitdem ihr bekannt geworden, daß er ein eifriger Katholik war. Aber sie weigerte sich ohne weiteres, am Geschäft zu beteiligen: sie beabsichtigte, ihrem Schwur treu zu bleiben und den Armen ihre Millionen wieder zu erstatten, ohne aus denselben jemals mehr einen Pfennig Zinsen zu ziehen; es war ihre Willensmeinung, daß dieses im Spiel erworbene Geld wieder verloren gehe und von den Elenden aufgefressen werde, wie ein zum Verschwinden bestimmtes giftiges Wasser. Der Einwand, daß ja die Armen aus der Spekulation Nutzen ziehen würden, rührte sie nicht und erbitterte sie sogar. Nein, nein! Die verfluchte Quelle müßte versiegen, dies sei ihre einzige Sendung hienieden!

Außer Fassung gebracht, vermochte Saccard die günstige Stimmung der Fürstin nur dazu auszunutzen, eine bisher vergeblich erbetene Erlaubnis von ihr zu erwirken. Er hatte den Gedanken gehabt, die Banque Universelle sofort bei der Gründung im Hause der Fürstin selbst einzurichten, oder es hatte ihm vielmehr Frau Karoline diesen Gedanken eingeblasen. Er sah nämlich alles großartiger und hätte am liebsten sofort einen Palast gewollt. Man würde sich zunächst begnügen, ein Glasdach über den Hof zu bauen, der dann als Centralhalle zu dienen hätte; das ganze Erdgeschoß nebst sämtlichen Stallungen und Remisen würde zu Geschäftsräumen umgewandelt. Im ersten Stock wollte er seinen Salon zu einem Sitzungs-saale hergeben, seinen Speise-saal und sechs andre Zimmer zu weiteren Geschäftsräumen; dann würde er nur ein Schlafzimmer mit Wadelabinett behalten und oben bei Gamelins leben, bei ihnen speisen und die Abende zubringen! Dergegalt könnte man mit geringen Kosten die Bank etwas eng, aber sehr gediegen einrichten.

Zuerst hatte die Fürstin als Hauseigentümerin ihre Genehmigung aus Haß gegen jegliches Geldgeschäft versagt. Nie sollte ihr Dach eine derartige Scheußlichkeit beherbergen! An jenem Tage aber war die Religion mit im Spiel; von dem großen Zweck ergriffen, gab sie ihre Einwilligung. Dies war

ein verzweifelttes Zugeständnis und sie fühlte sich von gelindem Schauer erfasst beim Gedanken an dieses Söllnerwerk einer Kreditanstalt, einer Börsen- und Agio-Anstalt, deren Tod und Ruin bringendes Räderwerk sie nunmehr unter ihren Füßen duldete.

Eine Woche nach diesem verunglückten Anlauf erlebte Saccard endlich die Freude, die in Hindernissen so vielfach verstrickte Angelegenheit unerwartet rasch binnen wenigen Tagen abgemacht zu sehen. Daigremont brachte eines Morgens die Nachricht, er habe alle Zustimmungen beisammen und die Sache könne nunmehr vorwärts gehen. Jetzt wurde der Statutenentwurf zum letztenmal durchgesehen und der Gesellschaftsvertrag abgefaßt. Es war auch hohe Zeit für Gamelin; bei ihnen begann das Leben wieder recht hart zu werden. Seit Jahren hegte er nur den Traum, bei einer großen Kreditanstalt beratender Ingenieur zu werden; er wollte gerne die Aufgabe übernehmen, dem Mühlrad das nötige Wasser zuzuführen. Darum hatte nach und nach Saccards Fieber auch ihn erfasst, darum brannte er von gleichem Eifer, von gleicher Ungeduld. Frau Karoline hingegen, die zuerst beim Gedanken an all das Schöne und Nützliche, das man zu vollbringen plante, sich begeistert hatte, sah kühl und nachdenklicher darein, seitdem man das Dickicht und die Schluchten der Ausführung betrat; ihr klarer, gesunder Verstand und ihr gerader Sinn witterten allerlei düstere und verdächtige Furchen. Vor allem ängstigte sie sich um ihres Bruders willen, den sie schwärmerisch liebte und mitunter trotz seines Wissens lachend ein großes Kind nannte; zwar hegte sie nicht den geringsten Verdacht gegen die vollkommene Ehrlichkeit ihres Freundes, den sie für das Wohl beider selbstlos thätig sah; aber sie hatte eine eigentümliche Empfindung von wankendem Boden, eine unbestimmte Angst vor Sturz und Untergang beim ersten Schritt.

An jenem Morgen begab sich Saccard, sobald Daigremont ihn verlassen hatte, strahlend in den Zeichen-saal hinauf.

„Endlich fertig!“ rief er aus.

Ergriffen und mit feuchten Augen erhob sich Gamelin und drückte ihm beide Hände so fest, daß er sie fast zermalnte. Da Frau Karoline wortlos ihr etwas bleiches Gesicht ihm zugewandt hatte, fügte er hinzu:

„Nun, was denn? Ist das alles, was Sie mir sagen? Macht dies Ihnen keine größere Freude?“

Da hatte sie ein lebenswürdiges Lächeln:

„Doch, ja, ich bin sehr erfreut, sehr erfreut, ich ver-sichere Sie!“

Nachdem er hierauf ihrem Bruder über das endgültig zusammengetretene Konjunktium Genaueres mitgeteilt hatte, warf sie mit ihrer ruhigen Miene ein:

„Es ist also gestattet, nicht wahr, daß sich mehrere so zusammen-thun, um die Aktien einer Bank noch vor der Emission unter sich zu verteilen?“

Bestig nickte er ein Ja.

„Freilich ist das gestattet. Halten Sie uns für tölpelhaft genug, um uns einem Mißerfolg auszusetzen? Abgesehen davon haben wir auch geldkräftige Leute nötig, welche den Markt beherrschen, wenn die Anfänge eventuell schwierig sind ... Jetzt sind also doch vier Fünftel unserer Aktien in sicheren Händen. Demnächst wird man den Gesellschaftsvertrag vor dem Notar unterzeichnen können.“

Sie wagte immer noch, ihm zu widersprechen: „Ich glaube aber, das Gesetz verlange die volle Einzahlung des Aktienkapitals?“

Da schaute er ihr verblüfft ins Gesicht: „Sie lesen also im Gesetzbuch nach?“

Sie errödete leicht, er hatte richtig geraten. Am Abend zuvor hatte sie, von ihrer Angst getrieben, von jener ganz unbestimmten und unklaren Furcht, die Gesetzesbestimmungen über Aktiengesellschaften durchgelesen. Einen Augenblick war sie auf dem Punkte, zu lügen, dann gestand sie scherzend:

„Allerdings habe ich gestern das Gesetz durchgelesen. Als ich das Buch weglegte und meine Ehrlichkeit und die meiner Mitmenschen untersuchte, fand ich, daß es mir wie den Leuten gehe, die nach dem Durchlesen ärztlicher Bücher mit allen möglichen Krankheiten behaftet sind.“

Saccard wurde unmutig. Der Umstand, daß sie sich hatte unterrichten wollen, zeigte ihr Mißtrauen und ihre Ent-

schlossenheit, mit ihrem forschenden und scharfen Frauenblick ihn zu überwachen.

„D!“ erwiderte er mit einer Geberde, welche alle leeren Bedenken niederwarf, „wenn Sie glauben, daß wir uns nach den zopfigen Bestimmungen des Gesetzbuchs richten wollen! Ja, dann können wir keine zwei Schritte gehen, bei jedem wären unsere Füße durch Fesseln behindert, während die andern, unsere Mitbewerber, in vollem Laufe uns voraneilen würden... Nein, nein, ich werde ganz gewiß nicht warten, bis das volle Kapital gezeichnet ist. Ich ziehe zudem vor, Aktien für uns aufzubewahren und will einen uns ergebenden Mann finden, dem ich ein Conto eröffne und der unser Strohmann sein wird.“

„Das ist verboten!“ erklärte sie kurz mit ihrer klangvollen, ernstern Stimme.

„Nun ja, verboten ist's, aber alle Gesellschaften thun es.“

„Dann thun Sie unrecht, da es unrecht ist.“

Durch eine plötzliche Willensanstrengung gewann Saccard seine Fassung wieder und lächelte sogar. Dann glaubte er sich aber an Hamelin wenden zu sollen, der mit Unbehagen zuhörte, ohne mitzureden.

„Lieber Freund! hoffentlich zweifeln Sie nicht an mir... Ich bin ein alter Schlaumeier von einiger Erfahrung, Sie können für die finanzielle Seite der Sache sich ganz meinen Händen anvertrauen. Bringen Sie mir nur gute Ideen herbei und ich mache, mich anheißig, allen wünschenswerten Gewinn mit möglichst geringer Gefahr daraus zu ziehen. Ich glaube, mehr kann ein Mann der Praxis nicht sagen.“

Mit seiner unbefleglichen Schüchternheit und Schwäche zog jetzt der Ingenieur die Sache ins Scherzhafte, um einer direkten Antwort auszuweichen:

„D! an Karoline werden Sie einen echten Censor haben, sie ist ein geborener Schulmeister.“

„Ich will gern zu ihr in die Schule gehen,“ antwortete Saccard verbindlich.

Frau Karoline lachte selbst mit, und die Unterredung ging in einem Tone wohlwollender Vertraulichkeit weiter.

„Ich habe eben meinen Bruder sehr lieb,“ sagte Frau Karoline, „Sie selbst sind mir lieber, als Sie nur denken; es wäre mir daher ein großer Kummer, wenn ich sähe, daß Sie sich in verdächtige Geschäfte einlassen, die nur mit jähem Zusammenbruch und mit Betrübnis enden können... Und jetzt hören Sie! Wenn wir doch einmal auf dieses Thema geraten sind: vor Spekulation, vor Börsenspiel habe ich eine tolle Angst. Ich freute mich so sehr, als ich in dem von mir abgeschriebenen Statutentwurf bei Paragraph acht las, daß die Gesellschaft sich aufs strengste jedes Zeitgeschäft unterlasse. Das heißt so viel, als daß sie sich des Spiels enthalten wird, nicht wahr? Hierauf haben Sie mir eine Enttäuschung gebracht, als Sie mich auslachten und erklärten, dies sei ein bloßer Parapetagraph, eine Redewendung, die von allen Gesellschaften ehrenhalber aufgenommen und von keiner einzigen beobachtet werde... Wissen Sie auch, was ich gern haben möchte? Daß Sie an Stelle der Aktien, dieser fünfzigtausend Aktien, die Sie auf den Markt werfen wollen, nur Obligationen ausgeben. D, Sie sehen, daß ich gut beschlagen bin, seitdem ich im Gesetzbuch lese; jetzt weiß ich genau, daß man mit Obligationen nicht spielen kann, daß der Inhaber einer solchen einfach ein Darleher ist, der so und so viel Prozente für sein Darlehen zu bekommen hat, ohne am Gewinn beteiligt zu sein, wogegen der Aktionär ein Gesellschaftsteilhaber ist, welcher an Gewinn und Verlust teilnimmt... Sagen Sie, warum werden keine Obligationen ausgegeben? Das würde mich so beruhigen und so glücklich machen!“

Sie übertrieb scherzend den bittenden Ton, um ihre thätfächliche Angst zu verbergen.

Saccard ging auf diesen Ton ein und erwiderte mit komischer Entrüstung:

„Obligationen, Obligationen! Nimmermehr!... Was soll ich mit Obligationen anfangen? Das ist totes Material... Begreifen Sie doch, daß gerade Spekulation und Spiel die Haupttriebsfedern, ja das Herz eines großartigen Unternehmens wie das unsrige sind. Ja! Dadurch wird das Blut herbeigezogen, überallher in kleinen Bächenlein gesammelt und nach allen Richtungen hin in Strömen wieder ausgesandt, wird ein ungeheurer Kreislauf des Geldes hervorgebracht, der geradezu das Leben der großen Unternehmungen ist. Ohne Spiel sind die großen Kapitalumsätze und die daraus hervorgehenden großen Kulturarbeiten schlechterdings unmöglich. Gerade so ist es mit den Aktiengesellschaften:

Wie viel hat man gegen sie geschrien! Wie oft hat man wiederholt, sie seien Spielhöllen und Räuberspekulation! Die Wahrheit ist aber, daß wir ohne dieselben weder Eisenbahnen hätten, noch irgend eine andre jener großartigen Unternehmungen der Neuzeit, welche die Welt umgestaltet haben; denn kein Einzelvermögen hätte genügt, um dieselben zu gutem Ende zu führen, ebensowenig wie ein Einzelner oder sogar eine Gruppe von Einzelnen das Risiko auf sich zu nehmen eingewilligt hätte. Das Risiko, darin liegt alles, und in der Größe des Zwecks! Man braucht ein großartiges Projekt, dessen weiter Umfang die Phantasie ergreift, man braucht die Hoffnung auf bedeutenden Gewinn, auf einen glücklichen Lotteriezug, der die Kapitaleinlage verzehnfacht oder auch spurlos wegsagt; dann lodern die Leidenschaften auf, dann strömt das Leben herbei, bringt jeder sein Geld und man kann die Erde umhüten. Was für Unrecht erblicken Sie darin? Das übernommene Risiko ist freiwillig und auf eine unbegrenzte Zahl von Teilhabern ungleich verteilt, sowie nach dem Vermögen und der Baghalsigkeit eines jeden bemessen. Man verliert, aber man gewinnt auch, man hofft auf eine gute Nummer, aber man muß auch stets auf eine schlechte gefaßt sein, und die Menschheit hat keinen hartnäckigeren und glühenderen Traum, als den Zufall zu erproben, durch seine Launen alles zu erlangen, König und Gott zu sein!“

Allmählich vergaß Saccard, daß er scherzen wollte. Er richtete sich auf seinen kurzen Beinen empor und redete sich in eine lyrische Begeisterung hinein; die Geberden, mit denen er sich begleitete, sollten seine Worte nach den vier Himmelsrichtungen hinausstreuen.

„Hören Sie!“ fuhr er fort, „werden wir nicht mit unsrer Banque Universelle auf Asiens alte Welt den allerweitesten Ausblick eröffnen, ein unbegrenztes Feld für die Pionierarbeit des Fortschritts und das Traumreich der Goldsucher? Freilich ist nie ein großartiger Ehrgeiz dagewesen, und nie, ich gebe es zu, waren die maßgebenden Bedingungen des Erfolgs oder des Mißerfolgs unklarer. Aber gerade deshalb stehen wir im Brennpunkt der Frage selbst und werden wir, das ist meine Ueberzeugung, beim Publikum ungewöhnliche Begeisterung erwecken, sobald wir bekannt sind... Unse Banque Universelle, mein Gott! sie wird zunächst das klassische Haus sein, welches alle regelmäßigen Bankgeschäfte betreibt, Kreditgeschäfte und Wechseldiskonto, welches Geber in laufende Rechnung nimmt, Anleihen aufnimmt, vermittelt oder auslegt.“

(Fortsetzung folgt.)

• Sonntagsplauderei.

Die Deutschen im Auslande.
Scenen der auswärtigen Politik.

Erste Scene.

(Im Auswärtigen Amt.)

Der Staatssekretär (Sibellawing): Die Passivität unsrer Vertreter im Ausland ist wirklich unerträglich. Wir müssen wohl für eine Blutverjüngung sorgen. Seit acht Tagen bereits haben wir nicht das mindeste Telegramm erhalten, das uns die Geltendmachung von Entschädigungsansprüchen ermöglichen würde. Gibt es keine Deutschen im Auslande mehr, oder schlafen unsre diplomatischen Agenten? Ich ersuche Sie, Herr Geheimrat, sofort eine Circulardepesche an alle unsre Vertreter in den wilderen Ländern zu erlassen und sie an ihre Pflicht zu mahnen.

Der Geheimrat: Ich werde das sofort besorgen.

Der Staatssekretär. Aber sehen Sie das Prädicat nicht ans Ende eingeschachtelter Sätze. Das ist nicht mehr zeitgemäß. Im übrigen merken Sie sich: die Größe und Geschicklichkeit eines deutschen Diplomaten im Ausland berechnet sich nach der Höhe der Entschädigungssumme, die er für Verletzung der Interessen deutscher Reichsangehöriger zu gewinnen versteht. Hören Sie, es muß ein Deutscher im Ausland gekränkt werden. Sonst bringen wir keine neue Flottenvorlage durch.

Zweite Scene.

Ebenda.

Der Staatssekretär: Ich könnte rasend werden. Die ganze Welt ist stumm wie ein Grab. Unse nationale Ehre rostet ein. Ein Königreich für einen Deutschen im Ausland, dem ein Hühnerauge zertreten wird! Aber, kein Zweifel, unsre Agenten hüten sich, uns Beschwerden vorzubringen. Sie fürchten sich vor den Berliner Folgen. Sie wollen bequem leben und haben keine Lust, die Bietlungen unsrer Kühnheit auf sich zu nehmen.

Der Geheimrat (atemlos hereinstürzend): Excellenz, eine lange Depesche! Es ist was passiert. In Feuerland.

Der Staatssekretär (vergnügt): Feuerland — das ist ja ausgezeichnet. Geben Sie mir mal den Brockhaus. Feuerland — Feuerland — liegt im Brockhaus). So ich bin orientiert. Nun lesen Sie mir, bitte, was das für ein Vorfall ist.

Der Geheimrat (leibt): Welcher Vorfall? Ich habe den Vorfall mitzuteilen. In der vorigen Woche versuchte der deutsche Reichsangehörige Friedrich Wilhelm Stramm, Lieutenant der Reserve, eine junge Feuerländerin zu vergewaltigen. Das junge Mädchen entfloh, und Stramm, empört über die Rücksichtslosigkeit der Jungfrau, schloß sie nieder. Einhalb Duzend männliche Feuerländer, die dem Mädchen zu Hilfe eilen wollten, wurden gleichfalls verlegt. Schließlich fiel eine fanatisierte Menge über Stramm her, schleppte ihn mit Gewalt in ein Haus und behielt ihn dort widerrechtlich vier Tage. Stramm wurde vor ein Gericht von Einheimischen gestellt und von den parteiischen Richtern zu 10 Dollar Geldstrafe verurteilt. Ich habe sofort zu Gunsten Stramm's interveniert, der dem auch freigelassen wurde. Dagegen weigern sich die Feuerländer entschieden, das Gerichtsurteil aufzuheben und sie bestehen auf der Zahlung der 10 Dollar. Erbitte Direktiven, was thut!

Der Staatssekretär (aufatmend): Endlich. Feuerland ist ganz ausgezeichnet. Telegraphieren Sie sofort: Zahlung von 100 000 Dollar Ruhe an unsren Reichsangehörigen, Aufhebung des Urteils, Abbitte, Hinrichtung der Richter und Einäscherung des Dorfes, in dem sie wohnen.

Der Geheimrat: Ich werde tabeln.

Dritte Scene.

Im Reichstag. Haus und Tribünen sind überfüllt. Es herrscht eine patriotische Erregung.

Der Reichskanzler: Gestatten Sie mir noch mit einem Wort auf die Angriffe des Vorredners einzugehen, der sich berufen gefühlt hat, im deutschen Reichstag als freiwilliger Feuerländer aufzutreten. (Stürmische Heiterkeit.) Meine Herren! Wir Deutschen suchen keine Händel. Wir spielen nicht den Hans Dampf in allen Gassen. Aber wir Deutschen fürchten, wie mein großer Vorgänger einmal bemerkt hat, Gott, sonst nichts auf der Welt. Wo es sich um die deutsche Ehre handelt, verstehen wir keinen Spaß. Die Zeiten sind, Gottlob, vorbei, wo wir uns ängstlich hinter den Ofen verkrochen und menschheitsbeglückende Phantasien ausheckten. Wir haben keine Neigung mehr, wie der Poet des großen deutschen Dichters, bei der Verteilung der Erde zu spät zu kommen. Wir wollen unsern Platz unter dem Polarstern behaupten. (Bravo!) Meine Herren! Nun hat der Vorredner behauptet, der Herr Stramm verdiene gar nicht unsre Intervention, er trage die Schuld, und die Strafe, die über ihn verhängt sei, wäre außerordentlich milde. (Hört! hört! rechts.) Meine Herren! Ich bedaure lebhaft, daß es im deutschen Reichstage Männer giebt, die immer und ewig die Interessen des Auslandes vertreten (Stürmischer Beifall) und die keine Empfindung dafür haben, was unsre nationale Ehre erfordert. Meine Herren! Ich habe hier den Brief eines in Europa lebenden Feuerländers, der mir seine Bewunderung ausdrückt, mit welcher Langmut und strenger Gerechtigkeit wir die Annahmung seiner Landsleute erwidert haben. (Hört! hört!) In der That, ist unser Verhalten nicht von einer erstaunlichen Zurückhaltung, wenn man bedenkt, daß die Herren Feuerländer zwei unsrer Telegramme einfach unbeantwortet gelassen haben? (Große Bewegung.) Das hat der angesehene Feuerländer offen zugestanden. Ich konstatiere also, daß der Herr Vorredner feuerländischer ist als ein Feuerländer. Meine Herren, die Deutschen im Auslande haben ein Recht auf unsern Schutz. Wir haben nicht auf blutigem Schlachtfeld unsre Einheit geschmiedet, um uns jede Frechheit einer Völkerschaft ruhig gefallen zu lassen. Nichtswürdig ist die Nation, die nicht ihr Alles setzt an ihre Ehre. (Händeklatschen und stürmischer Beifall.)

Vierte Scene.

In der Redaktion.

Der Sonderberichterfasser des „Lokal-Anzeiger“ schreibt: Die Feuerländer sind das verkommenste Volk in der Welt. Sie sind schamlos, feig, verlogen, häßlich wie der Teufel, grausam, hinterlistig, abergläubisch, roh, bar jeder Bildung. In unserm Kreuzzug gegen die Feuerländer handelt es sich um den ewigen Kampf zwischen Barbarei und Civilisation, zwischen dem Norden und dem Süden, der weißen und der rotbraunen Rasse. Wir können der Entscheidung nicht mehr ausweichen. Entweder wir oder sie. Einer nur kann Herr sein. Aber dank der genialen Leitung unsrer Politik, der Unübertrefflichkeit unsrer Schiffe und der Kühnheit unsrer braven blauen Jungen werden wir den Fuß auf den Nacken dieser blutgierigen Bestien setzen. Feuerland muß ausgerottet werden, wir müssen Rache nehmen für die unsrem Landsmann zugefügte Unbill. Aber was wir auch thun werden, wir werden niemals die Pflichten der Humanität vergessen, die unzertrennlich von dem Namen eines Deutschen sind. Pardon wird nicht gegeben!

Fünfte Scene.

Auf der Strafe.

Händler (schreiend): Neues Extrablatt! Großes Bombardement des „Schneumon“ auf das Kap Horn! Siegreiches Gefecht des Grafen Waldersee! 5000 Feuerländer gefallen, zehn Dörfer eingekäschert!!

Ein Offizier (vorübergehend): Hurra!

Sechste Scene.

Im Auswärtigen Amt.

Der Staatssekretär: Haben Sie die neuen Siegestelegramme redigiert?

Der Geheimrat: Mit Schwung und Kraft.

Der Staatssekretär: 'ne halbe Milliarde wird die Gesandtschaften kosten. Aber was thut's. Die Feuerländer werden nicht mehr wagen, uns zu antasteten.

Der Geheimrat: Excellenz, darf ich nun den Mann hereinlassen?

Der Staatssekretär (ungeduldig): Welcher Mann?

Der Geheimrat: Sie wissen, der, dessen Frau seit 1 1/2 Jahren in russischen Gefängnissen sitzt.

Der Staatssekretär: Dafür kann ich doch aber nichts! Ich habe keine Zeit, den Mann zu empfangen.

Der Geheimrat: Aber er wartet schon acht Wochen auf den Empfang. Er ist täglich drei Stunden im Vorzimmer.

Der Staatssekretär: In der That, der Kerl wird lästig. Er soll froh sein, daß seine Frau so gut aufgehoben ist.

Der Geheimrat: Aber die Frau hat nichts verbrochen. Sie geht zu Grunde.

Der Staatssekretär: Ich kann mich unmöglich um alle Privatangelegenheiten kümmern. Warum ist sie nach Rußland gereist!

Der Geheimrat: Die Frau bleibt weiter inhaftiert, obwohl der russische Botschafter dem unsrigen bindende Versprechen gegeben hat — wegen ihrer Freilassung.

Der Staatssekretär: Na also! Dann haben wir ja alles getan, was in unsrer Macht steht. Sagen Sie dem Mann, ich möchte ihn nicht empfangen. Ich hätte die dringendsten Geschäfte zu erledigen: Schutz der Deutschen im Ausland! Verstehen Sie.

Der Geheimrat: Der Mann ist ganz verzweifelt.

Der Staatssekretär (wütend): Sie werden mir doch nicht zumuten, daß wir uns mit Rußland überwerfen wegen eines Frauenzimmers, das zufällig die deutsche Reichsangehörigkeit besitzt. Der russische Botschafter wird ohnehin verletzt sein, daß wir ihn mit der Angelegenheit belästigten. Wir werden ihm einen Orden schicken müssen. —
Joo.

Kleines feuilleton.

—g. Wäsche. Um sieben Uhr morgens hatte die Wäschrant mit den Vorbereitungen begonnen. Als Auguste, die Köchin, zwischen acht und neun Uhr den Kaffee in die Waschkübel brachte, waren die großen Wasserkübel gefüllt, das Feuer brannte lodernnd im Herd und in dem mächtigen Kupferkessel kochte der erste Teil der Wäsche. Mutter Pfeil hielt sich nicht lange mit den Mahlzeiten auf. Während sie die Schrippe zum Munde führte und zwischendurch einen Schluck des warmen Getränks nachschickte, musterten die kleinen lebendigen Augen den Inhalt der umherstehenden Gefäße, welcher auf seine Reinigung harrie. Das war nur ungesähr erst die Hälfte, wie Mutter Pfeil aus Erfahrung wußte. Sie schüttelte den grauen Kopf. Es war bald nicht mehr zu schaffen, was die Herrschaften in den wenigen Tagen, die immer voraus bestimmt waren, verlangten. Mit jedem neuen Waschtage schien das Quantum zu wachsen.

Mutter Pfeil stand schon am Waschfaß, als sie den letzten Schluck nahm und sich mit der Schürze den Mund wuschte. Dann ging sie mit energischen Bewegungen wieder an die Arbeit.

Zu derselben Zeit erhob sich die gnädige Frau mit einem gewaltigen Auf aus den möglichen Damen. Seufzend, flüchtig machte sie Toilette. Dann schellte sie.

Auguste brachte den Kaffee: ein niedliches Porzellanservice auf silberner Platte.

„Wir haben doch heute Wäsche, Auguste?“ Schwer geknütt klang es.

„Ja, gnädige Frau.“

„Entsetzlich! Man kann sich nicht einmal auschlafen!“ Gähnend griff sie zu den goldgelben Kuchenstücken. „Machen Sie sich nur immer dabei, Auguste. Es ist noch ein gehöriger Ballen zu fortieren. Ich komme dann auch gleich, um noch das letzte herauszufuchen.“ Die Gnädige seufzte, stützte den Kopf in die Hand und nahm den Morgenimbiß. Sie überrückte sich nicht. Während sie aß und trank, fiel ihr Blick auf ein Buch, das geöffnet auf dem Nachttisch lag. Sie nahm es herüber und setzte die gestern abend abgebrochene Lektüre fort... Blatt um Blatt wandte sich...

Die kleine altdeutsche Uhr hatte schon wiederholt mit ihren feinen, silbernen Tönen geschlagen, als es klopfte.

Die Lesende schrak auf. „Herein!“

„Ich wollte bloß fragen, ob die gnädige Frau noch Wäsche gefunden haben?“ sagte Auguste mit einem verstreuten, malitösen Lächeln.

„Herrgott, die Wäsche!“ Die Gnädige schnitt eine entsetzliche Grimasse. „Aber Auguste! Weshalb erinnern Sie mich nicht rechtzeitig daran? Da sitze ich hier und wir stehen bis über die Ohren in der Arbeit!“ Sie warf das Buch zur Seite und sprang auf. „Wie spät haben wir's?“

„Elf.“ Auguste sagte es gleichgültig. „Ich muß nun an das Mittagessen denken.“

„Eif' Uhe!“ Die gnädige Frau schlang verzweifelt die Hände ineinander. „Auguste! Nun machen Sie nur nicht viel Geschichten mit der Stockerei! Sie müssen mir noch etwas helfen.“ Und mit

fieberhaftem Arbeitseifer machte sie sich an das Durchsuchen der Behälter, in denen sie noch Waschbares vermutete.

Mutter Pfeil stand in diesem mit gebeugtem Rücken am Waschtisch und bürstete, schenerte und rieb ein Stück nach dem andern. Sie war so in ihre Beschäftigung vertieft, daß sie sich wunderte, als Auguste mit dem Mittagessen hereintrat und auf einer Ecke des Herdes einen Eßtisch für zwei Personen etablierte. „Die Gnädige hat die Gesellschaft hier,“ meinte sie. „Die Gnädige hat auch auf den Kopf“

... mit großem Appetit. Aber nach der Mahlzeit wachte sie mit großer Müdigkeit. Der Rücken schmerzte auch etwas von dem steten Gebengtsein. „Wenn man jetzt so'n Viertelstündchen drüseln könnte,“ meinte sie.

„Schlafen Sie doch,“ sagte Auguste und schob einen Stuhl, den sie mit Wäsche auspolsterte, in die wärmste Ecke der Küche. „Hier kann Sie die Gnädige nicht seh'n.“

Mutter Pfeil weigerte sich ängstlich. Aber Auguste drückte sie auf den Stuhl: „Nä, wecke Sie nach 'ner Weile.“

„Aber vergessen Sie's ja nicht!“ Behaglich schloß Mutter Pfeil die Augen.

Als Auguste in die Partierewohnung trat, kam die Gnädige ihr verzweifelt entgegen: „Aber, Auguste, wo bleiben Sie? Soll ich denn alles allein machen? Ich bin ja gehetzt wie ein Droschkenpferd!“ Sie sank auf einen Stuhl. „Nä, kann nicht mehr lassen Sie das Geschwür stehen und arbeiten Sie für mich. Ich muß mich erst ein Stündchen hinlegen. Man ist ja gar kein Mensch mehr!“ Sie ging in das Schlafzimmer und trat an's Fenster, um die Vorhänge zu schließen. Da fiel ihr Blick auf die gegenüberliegende Waschküche. Mutter Pfeil hatte sonst ihren Platz dicht am Fenster. Aber nichts rührte sich an dem sichtbaren Waschtisch.

Die Gnädige wartete. Ein schlimmer Verdacht stieg in ihr auf. Und plötzlich warf sie sich ein Capes über und eilte hinaus über den Hof in die Waschküche.

Mutter Pfeil hatte die nackten Arme in die Schürze gewickelt und schiummerie selig.

„Das heißt! Nun hört aber alles auf!“ Die Gnädige stand in der Thür.

Erschreckt fuhr die Schlafende hoch: „Herrje, die Gnädigel... Nä wollte man bloß 'n Weilchen... weil ich doch zu müde bin...“

„Ich bin auch müde! Glauben Sie, ich bezahle Ihnen darum ein schweres Geld, daß Sie sich bei mir auschlafen? Das ist doch unerhört!“

„Nä wollt' ja man bloß 'n Viertelstündchen...“

„Ach was! Viertelstündchen! Keine fünf Minuten sind übrig! Unsern hecht sich ab und Sie schlafen!“ Sie griff nach der Klinke. „Ertappe ich Sie noch einmal, dann sind wir fertig miteinander! Merken Sie sich das, Frau Pfeil!“ Strahlend flog die Thür ins Schloß.

Mutter Pfeil war wie vernichtet. Sie starrte der Davoneilenden nach, als habe sie geträumt. Dann rieb sie sich die verschlafenen Augen mit der Schürze und trat mit einem Seufzer an's Waschtisch.

Völkervunde.

K. Ueber seltsame Formen der Liebeswerbung, wie sie bei den verschiedenen Völkern vorkommen, bringt die „Modern Society“ eine hübsche Klauderei. Die Liebesetikette bei den ungarischen Zigeunern ist z. B. folgende: Kuchen werden als „Liebesbriefe“ gebraucht. In den Kuchen wird eine Münze hineingeklebt, die bei der ersten Gelegenheit der Begünstigten zugehendert wird. Das Behalten wird als „Annahme“ angesehen, das ungestüme Zurückgeben als Fingerzeig, daß die „Aufmerksamkeiten“ unerwünscht sind. Das erfordert wenigstens keine Verchtsankheit von seiten des Liebhabers. In einigen Teilen der Welt wird von dem Liebhaber auch nur Körperkraft verlangt. Unter den halbwildten Stämmen in der arabischen Wüste um den Sinai versucht der Liebhaber die Umworbene zu ergreifen, während sie ihres Vaters Herden weidet. Sie bewirft ihn mit Schmutz, Stöcken und Steinen, und wenn es ihr gelingt, ihn zu verwunden, ist sie lebenslanglich berühmt. Wird sie jedoch in ihres Vaters Zelt getrieben, so ist der Zweck des Liebenden erreicht, und das Verlöbniß wird verkündet. Der Eskimo geht offen und ohne erst auf den Busch zu klopfen zu der Wohnung seiner Geliebten, ergreift sie an ihrem langen starken Haar oder ihren Pelzkleidern und zieht sie zu seinem eisigen Lagerplatz oder in sein Zelt aus Zellen. Viel mehr Poetik liegt in der Werbung der Yao Widos, eines der vielen birmanisch-tatarischen Völker, die ganz ohne Worte, nur mit den Tönen der Musik um ihre Frauen werben. Am ersten Wintertage findet ein großes Fest statt, zu dem alle heiratsfähigen Mädchen zusammenkommen und auf die Musik hören, die von den unter dem „Bumschbaum“ sitzenden Junggesellen gemacht wird, wobei jeder auf seinem Lieblingsinstrument spielt. Wenn das geliebte Mädchen vorbeigeht, spielt der Jüngling lauter und gefühlvoller. Wenn das Mädchen ihn nicht hört und weitergeht, so weiß er, daß sie ihn nicht haben will; tritt sie aber zu ihm und legt ihm eine Blume auf das Instrument, so springt er auf, faßt sie an die Hand, wobei er sich in acht nimmt, die Blume nicht fallen zu lassen, und sie wandern in die vom Mond erleuchteten Wälder. Ein merkwürdiger Brauch herrscht unter den Dajaks von Borneo. Wenn einer um das Mädchen seines Herzens werden möchte, hilft er ihm ritierlich bei dem schwersten Teil ihrer schwierigen täglichen Arbeit. Wenn sie ihn anlächelt, wenn auch noch so hold, so antwortet er nicht gleich, sondern erwartet die nächste dunkle Nacht. Dann stiehlt er sich zu ihrem Hause und weckt

sie, wenn sie schlafend neben ihren schlafenden Eltern liegt. Geben die Eltern ihre Zustimmung, so rühren sie sich nicht, sondern schlafen weiter, oder thun wenigstens so. Nimmt das Mädchen an, so weckt es auf und nimmt den von dem Schatz gebrachten... die Süßigkeiten an. Das besiegelt ihr Verlöbniß, und er scheidet, wie er kam, ohne zu sprechen... gesprochen zu werden. Wenn der... jene Liebe bekannt zu machen wünscht, wirft er einen Strauß blauer Pflaumenblütenrosen in ihre Sänfte, wenn sie sie besteigt, um zur Hochzeit einer Freundin getragen zu werden. Wirft sie die Blumen heraus, so ist der Bewerber verworfen; steckt sie sie aber in ihren Gürtel, so ist der Freier annehmbar für sie. In Spanien sieht der junge Mann verlobt aus, aber er spricht erst, wenn die Dame seines Herzens ihn angenommen hat. Das Mädchen spricht nicht, sondern beobachtet nur. Später gegen Abend, wenn es kühl geworden ist, pocht der Mann an ihres Vaters Thür und bittet um eine Kürbissflasche voll Wasser, die er natürlich erhält. Jetzt kommt aber der kritische Moment. Wenn ihm nicht ein Stuhl innerhalb des Thorweges oder ein Sitz im Garten angeboten wird, so verbeugt er sich und geht, denn er ist abgewiesen; andernfalls bleibt er als angenommener Freier. Dann findet eine allgemeine Feier von der Familie der Braut zu Ehren der Verlobung statt.

Humoristisches.

— Boshaft. Herr (zur Köchin): „Was macht denn eigentlich meine Frau?“

Köchin: „Sie ringt mit einem Goulasch!“

— Auch ein Grund. ... Was? Sie sind Mitglied geworden vom „Bürger-Sängerkrans“? Sind Sie denn so musikalisch?“

„Das weniger — aber wissen S' nach dem Singen kriegt ma' immer so an' schöne Durst!“

— Verfehlte Wirkung. Der Herr Lehrer schildert in der Schule, um einen Eindruck auf das Gemüt der Kleinen hervorzurufen, in anschaulicher Weise den Weltuntergang.

„Stellt Euch vor,“ sagt er, „es ist die ganze Luft mit Brandgeruch erfüllt; der Sturm geht so stark, daß er die Bäume entwurzelt, die Scheunenhore aus den Angeln reißt und die Hausdächer abhebt! Es hat eine fürchtbare Hitze. Dabei wird's finstler und finstler; der Donner rollt; Misse zuden; Feuerschünde in den Wolken öffnen sich und speien Flammen auf die Erde —“

Der Herr Lehrer hält inne und fragt, um die Wirkung seiner Worte zu beobachten: „Nun, Kaverl, was denkst Du dir da?“

Einen Augenblick starrt der Kleine... Dann sagt er mit beruhigtem Schmunzeln: „Da denk' i' mir halt, daß bei so 'm Sauwetter kei' Schul' is!“ — (Fliegende Blätter.)

Notizen.

— Eine Komödie von Giordano Bruno „Il candelajo“ wird von der Lessing-Gesellschaft unter dem Titel „Die Brüderschaft“ als Matinee im Berliner Theater (am 29. März) zur Aufführung gebracht werden.

— Capus' neuer Schwank „Die Schloßherrin“ wird vom Schauspielhause Ende dieses Monats herausgebracht werden.

— Wenn der Vater mit dem Sohne... Ernst v. Postart wird an seinem nächsten Recitationsabend in München Paul Heybes „Maria von Magdala“ vortragen. — Postarts Sohn ist Theater-Censor am Berliner Polizeipräsidium.

— Drei Einakter („Zu spät“) von M. E. Delle Grazie fanden bei der Erstaufführung im Wiener Burgtheater eine geteilte Aufnahme.

— v. Reznicels dreiaktige Oper „Till Eulenspiegel“ geht Ende April erstmalig im Opernhause in Scene. Grüning singt die Titelrolle.

— Weingartners Trilogie „Orestes“ wurde bei der Aufführung im Hamburger Stadttheater freundlich aufgenommen.

— Der Berliner Landschaftsmaler Paul Fiedel ist, 50 Jahre alt, in Nervi gestorben. Ein Bild Fiedels „Buchenwald bei Prerow“, das ihm 1886 die große goldene Medaille einbrachte, hängt in der Berliner Nationalgalerie.

— Ein Preisausschreiben veranstaltet das Bayerische Gewerbe-Museum in Nürnberg, zur Erlangung von Entwürfen zu charakteristischen Holzspielsachen, die geeignet sind, im Sinne der künstlerischen Bestrebungen unsrer Tage anregend und fördernd auf den Geschmack und die Phantasie der Kinder einzuwirken. Zur Wahl gestellt sind: Möbel für eine Kinderstube, Schrank für Spielsachen, Puppenstube und Ausstattung, Kasperletheater, Burg, Kaufladen, Stadt zum Aufstellen, Arche Noah, Waukasten, Trachtwagen, Eisenbahn, Stedekpferd, Puppen, Hampelmänner usw. Auch freigeählte Gegenstände werden berücksichtigt. Die 13 Preise sind zu 200, 100 und 50 M. angesetzt.

c. Hinausgeworfenes Geld. Die englische und ausländische Bibelgesellschaft hat bisher 180 000 000 Bibeln ausgegeben. Die Ausgaben dafür betragen 260 000 000 M.